



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Notizen.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

einander zu handeln. Das Vermögen, welches ich besitze, rührt von unserm Vater her, und ich trete es dir ab. Es gehört dir nach höhern Rechte, und du darfst es nicht als ein Geschenk von mir betrachten und dich nicht dadurch gedemüthigt fühlen, daß du es annimmst. Es wird dich in den Stand setzen, in deiner Laufbahn zu bleiben oder eine andre zu beginnen, wie du willst. Aber ich glaube, daß deine Absicht, den diplomatischen Dienst zu verlassen, wohl nur aus einer augenblicklichen Niedergeschlagenheit stammt, und was deine Absicht, von der Literatur zu leben, angeht, so möchte ich dir einen Satz wiederholen, den der General Francken einst gegen mich aussprach, daß nämlich die Kunst eine vornehme Dame sei, die sich ungern mit dem Nutzen vermähle.

Und mich sollst du als Schwester betrachten, jagte Dorothea, als Dietrich tief errötend nur den Kopf schüttelte. Du darfst dich durch falsche Scham nicht davon abhalten lassen, unsre Hilfe anzunehmen, oder du würdest dem geschwisterlichen Bunde untreu werden. Ein außergewöhnliches Unglück hat dich betroffen, und du darfst nicht an niedrigen Bedenken haften, wo es sich um deine ganze Zukunft handelt. Das bunte Spiel des Lebens hat dir den Reichtum genommen, und uns will es ihn in den Schoß schütten, aber da wir uns so nahe stehen, wollen wir uns doch untereinander helfen.

Nein, Ihr Lieben, rief Dietrich, indem er aufsprang und ihnen die Hände drückte, ich will mich nicht durch das Übermaß Eurer Güte beugen lassen. Bedenkt Ihr nicht, daß meine Demüthigung umso tiefer ist, je mehr Ihr Euch durch Großherzigkeit erhebt? Ich freue mich unsrer Einigkeit, und ich danke Euch für Euer Verzeihen und für Eure Liebe, aber jetzt will ich Euch verlassen, und ich kann nichts mehr von Euren Anerbietungen hören. Die traurigste Pflicht liegt mir schwer auf der Seele, und jede Minute, die ich auf etwas andres verwende, ist mir ein Vorwurf. (Fortsetzung folgt.)

Notizen.

Ein Akt der Selbsthilfe. Seit Jahrzehnten haben in deutschen Städten zahlreiche Konsumvereine, soweit sie auf gesunder Grundlage geschaffen und geleitet sind, ihren Mitgliedern, mögen diese nun aus allen Ständen der Bevölkerung hervorgehen oder sich auf bestimmte Berufsclassen beschränken, große wirtschaftliche Erleichterungen gewährt, welche bei der zunehmenden Teuerung, bei der Vermehrung und Steigerung aller Bedürfnisse und bei den Ansprüchen an das gesellige Leben für den Haushalt des einzelnen Staatsbürgers fast zur Nothwendigkeit geworden waren. Unter diesen Verhältnissen erscheint es geradezu unverständlich, daß die große und so fest gegliederte Korporation des deutschen Offizierkorps, welches stets unter der Unzulänglichkeit seiner pekuniären Lage gelitten hat, bisher noch nicht den Versuch unternommen hat, das „Einigkeit macht stark“ praktisch auf das Gebiet des wirtschaftlichen Lebens zu übertragen, zumal da schon der Preußische Beamtenverein, welcher seit 1875 die Rechte einer juristischen Person genießt, die Förderung der materiellen Interessen seiner Mitglieder, wenn auch auf andern Gebieten, erstrebt.

Wie die Engländer auf wirtschaftlichem Gebiete in vielen Stücken uns voraus sind, so hat ihr praktischer Sinn auch bereits seit zwölf Jahren dort von großem Erfolge begleitete Offizierkonsumvereine geschaffen.

Aus kleinen Anfängen, der Vereinigung weniger Offiziere und Beamten des Kriegsministeriums, welche zuerst die Lebensbedürfnisse ihrer Familien zu Engrospreisen auf dem Londoner Markte einkauften, erfolgte 1871 die statutenmäßige Bildung des ersten und ältesten Konsumvereins für die Mitglieder und Angehörigen der britischen Armee und Marine, dessen rechtliche Form der limited liability die Solidarität ausschließt und die Teilnehmer über die einmal zum Gesellschaftsvermögen geleistete Zahlung hinaus nicht verbindlich macht. Das Grundkapital dieses The Army and Navy Cooperative Society genannten Vereins betrug bei der Bildung 300 000 Mark in Anteilscheinen von 20 Mark und ist bei der sich fortwährend umfangreicher gestaltenden Thätigkeit bis jetzt auf das Vierfache erhöht worden. Über 20 000 Mitglieder gehören diesem Vereine an, und eine gleiche Zahl genießt die aus der Teilnahme entspringenden Vorteile durch Lösung sogenannter Jahreskarten. Im eigenen prachtvollen Hause hat der Verein seine zahlreichen Büreaus und die nach zehn Departements gegliederten Waarenmagazine untergebracht. Hier findet das Mitglied auch eine Restauration, Lese- und Schreibkabinet mit Bibliothek und andern Bequemlichkeiten, wie Wohnungsvermietbureau, Agentur für Stellenvermittlung und dergleichen, während Kontrakte mit leistungsfähigen Kaufhäusern die billige Lieferung solcher Waaren vermitteln, welche schwer in Vorrat zu halten sind.

Die Grundbedingungen des Geschäftsgebahrens gipfeln im Einkauf bester Waare vom Produzenten mit Ausschluß aller Zwischenhändler und im Wiederverkauf unter geringem Kostenaufschlag gegen Baarzahlung. Dagegen liefert der Verein sämtliche Lebensmittel und alle Waaren für den täglichen Gebrauch, befördert die Einkäufe in die Wohnung der Besteller, vermittelt Aufträge und geschäftliche Besorgungen, Ein- und Verkäufe aller Art, besorgt Wohnungsumzüge, Herrichtung von Festlichkeiten, Mobiliarspeicherung, übernimmt Kassen- und Zahlungsgeschäfte, Vermögensregulirungen und dergleichen mehr. Die Gesellschaft macht ausgedehnte und glänzende Geschäfte, verzinst die Anteilscheine durchweg mit über acht Prozent, und zur Zeit ist ein solcher auf 20 Mark lautender Schein für 80 Mark verkäuflich. Der letzte Jahresabschluß ergibt, daß im Jahre 1882 für fast 43 Millionen Mark Waaren an die Vereinsmitglieder verkauft wurden. Da die Preisverminderung gegenüber der durch den Handel bezogenen Waare durchweg 15 bis 20 Prozent beträgt, so stellt dieser Umsatz eine Ersparnis von rund 8 Millionen Mark dar.

Nach dem Muster des ältestens Vereins sind bereits vier neue Genossenschaften, teils für die Armee, teils für zivile Berufskreise, ins Leben gerufen worden. Der Umsatz aller fünf Vereine hat im Jahre 1882 die Höhe von über 95 Millionen Mark erreicht, und der Reingewinn betrug nach Abzug von 5 Prozent Zinsen für das Betriebskapital 2 Millionen Mark.

In der deutschen Armee sind ähnliche Bestrebungen zwar auch schon seit längerer Zeit hervorgetreten, haben sich aber auf kleinere Kreise, auf einzelne Regimenter beschränkt, und hier natürlich trotz der geringen Mitgliederzahl recht erhebliche Ersparnisse erzielt. In weit höherem Grade wird und muß dies aber der Fall sein, wenn ein Gedanke zur Ausführung kommt, welcher in allerneuester Zeit an die Öffentlichkeit getreten ist.

Ein Komitee von vier Offizieren, an der Spitze die Generalleutnants Graf Lehndorff und Generalquartiermeister Graf Waldersee, beide Generale à la suite des Kaisers, hat die Bildung eines allgemeinen Deutschen Offiziervereins der Armee und Marine ins Auge gefaßt und eine Aufforderung zum Betritt an

die betreffenden Preise versandt. Darnach sollen zur Mitgliedschaft dieses Vereins alle aktiven und inaktiven Offiziere, Sanitätsoffiziere, Militärbeamten und Offiziersaspiranten der deutschen Armeen und der Marine, der Linie wie des Beurlaubtenstandes berechtigt sein. Der Beitritt soll durch Zeichnung eines Anteilscheines von 10 Mark erfolgen, und wie in den englischen Vorbildern soll auch hier der Teilnehmer nicht über seine gezahlten Beiträge hinaus für die Unternehmungen des Vereins haftbar werden.

Der deutsche Offizierverein hat seine Ziele vorläufig eng begrenzt und beabsichtigt zunächst nur, den Mitgliedern die billigere Beschaffung der Uniformen, Militäreffekten wie sämtlicher Bekleidungsstücke zu ermöglichen. Aber selbst bei dieser Einschränkung liegen die großen wirtschaftlichen Vorteile auf der Hand. Man kann den jährlichen Bedarf eines Offiziers an Uniform, Militäreffekten, Handschuhen u. s. w. gering zu 360 Mark anschlagen. Wenn sämtliche aktiven deutschen Offiziere ihren Bedarf von dem Verein oder von den mit dem Verein kontraktlich verbundenen Geschäftshäusern beziehen wollten, so würde nur von diesen Verbrauchsartikeln eine Ersparnis von anderthalb Millionen Mark erzielt werden. Da aber außerdem mit dem zunehmenden Umfange des Institutes auch der trotz der niedrigen Preise noch zu erzielende Reingewinn in Form von Dividenden, Abschreibungen von den Jahreskonten und allmählich fortschreitender Preisermäßigung aller Verkaufsgegenstände wiederum den Mitgliedern zufließen soll, so ergeben sich für die Zukunft noch viel weitergehende wirtschaftliche Vorteile.

Wir bemerken: Es handelt sich hier um ein völlig privates Unternehmen, welches aus Offizierkreisen hervorgegangen, ohne jede staatliche Unterstützung lediglich mit Privatmitteln begründet werden soll und so sehr jedes offiziellen oder offiziellen Charakters entbehrt, daß nicht einmal die Mitwirkung der Militärbehörden als solcher ins Auge gefaßt ist. Bei den in der deutschen Armee herrschenden Verhältnissen ist es aber natürlich selbstverständlich, daß diese letztern Kenntnis von der Begründung der Offiziervereine haben. Vor allen Dingen bringt der Kaiser dem Vorhaben sein Wohlwollen entgegen, wie denn die in großer Zahl trotz der Kürze der Zeit einlaufenden Mitgliederlisten davon Zeugnis geben, daß das Unternehmen sich fast allseitiger Teilnahme der Offiziere erfreut und daß ein Teil der bemittelteren Offiziere mit nicht unbeträchtlichen Summen dasselbe zu fördern gewillt ist. *)

So wird das Projekt des „Deutschen Offiziervereins“ voraussichtlich rasch und bald verwirklicht werden, und wie die erzielten Ersparnisse dem einzelnen Mitgliede zu Gute kommen werden, so wird das deutsche Offizierkorps als Ganzes, welches bisher lediglich durch ideale Gesichtspunkte zu fester Organisation sich verbunden fühlte, aus der wirtschaftlichen Vereinigung neue Anhaltspunkte zu noch engerm Zusammenschluß gewinnen.

Militärmusik. Daß unsre Militärmusik in der letzten Zeit großartige „Fortschritte“ gemacht hat, welcher musikalische Philister möchte das leugnen! Die Instrumente sind immer umfangreicher und „leistungsfähiger“, die Musikkorps oder Musikbände — was ist eigentlich die offizielle Schreibung? — immer stärker

*) Bei der Wichtigkeit des Unternehmens möge auch in diesen Blättern die Notiz Platz finden, daß nichtregimentierte Offiziere, Offiziere der Reserve und Landwehr und inaktive Offiziere, welche sich beteiligen wollen, aber keine Prospekte und Mitgliederlisten erhalten haben, gebeten werden, solche von dem geschäftsführenden Mitgliede des Komitees, Premierleutnant von Wedell (Berlin W., Kaiserin-Augustastr. 75/76), einzufordern.

geworden, sie haben sich eines großen, vielleicht des größten Teiles der öffentlichen Konzertmusik bemächtigt, und ihre Konzertprogramme halten sich natürlich stets auf der „Höhe der Zeit“ — „Parsifal“ und der „Bettelstudent“ fehlen jetzt nie. Was kann man also noch mehr verlangen?

Der musikalisch Gebildete freilich erlaubt sich etwas anderer Meinung zu sein. Er hält es für gar kein Glück, daß die große Masse in ihren Gartenkonzerten kaum noch etwas anderes zu hören bekommt als Blech und — Männergesang, eins so ohrenabstumpfend wie das andre, und daß eine Menge von Tonstücken, die für Streichorchester, ja sogar für Klavier komponiert und nur für diese Instrumente denkbar und ausführbar sind, in barbarischster Weise für Blechmusik zurechtgehacht und so dem Publikum vorgeführt werden. Erlebten wir doch kürzlich die unglaubliche Rohheit, in einem Gartenkonzert in Leipzig ein Potpourri mit anhören zu müssen, wovon unter anderem die „Träumerei“ aus Robert Schumanns „Kinderszenen“ verflochten war! Man denke: Schumanns „Träumerei“, diese zarteste aller Klavierkompositionen, von vierzig bis fünfzig uniformierten schnauzbärtigen Blechbläsern gesäuselt!

Noch bedenklicher aber als um die Militärmusik scheint es uns um die Musik für das Militär bestellt zu sein. Der Verfasser dieser Zeilen hat jetzt Wochen und Monate lang Gelegenheit gehabt, jeden Morgen beträchtliche Truppenzüge mit Regimentsmusik an seiner Wohnung vorüberziehen zu sehen und zu hören. In dieser ganzen langen Zeit ist ein einzigesmal ein guter Marsch gespielt worden: der alte Radetzki marsch. Das war wirklich eine Erquickung. An allen übrigen Tagen nichts als das ödste, melodiöseste und dabei überladenste Gefuz und Gedudel, sodaß einem die armen Bursche förmlich leid thaten, die dahinter her rennen mußten. Wir sagen übrigens absichtlich rennen, denn marschirt wurde nie, und die Märsche klangen alle halb und halb wie schlechte Galopps.

Was mag das für Musik gewesen sein? Zum Teil gewiß aus neuern Opern und Operetten, die wir nicht kennen, zurechtgemachtes Zeug — vorm Jahre ist monatelang das elende Ding aus „Carmen“ gepfiffen und getrommelt worden —; zum größern Teile aber, und das ist fast noch trauriger, war es sicherlich sogenannte Kapellmeistermusik. Voran in der Regel zwei Teile, die, entweder gänzlich inhaltsleer und banal, oder aber, um „originell“ oder am Ende gar „wagnerisch“ zu erscheinen, gequält und voll gespreizter Unnatur, jedenfalls völlig ungeeignet waren, auf das Ohr des Soldaten irgendwelchen bleibenden Eindruck zu machen; dann das Trio, eine mehr oder weniger armfelige Melodie, geblasen — und das ist wieder charakteristisch und die Folge unsrer ewigen monotonen Männerfingerei — von einem Bassinstrument und oben und unten umspielt von quirlenden Begleitungsfiguren; denn der Herr Musikdirektor oder „Kapellmeister“ schreibt natürlich nur „polyphon.“ Wozu hätte er denn auch sonst die massenhaften Instrumente, wenn er sie nicht benutzen wollte? Das ist die durchschnittliche Physiognomie eines heutigen Militärmarsches. Der Marsch ist natürlich einem höhern Offizier „gewidmet“ und bei dem Morgenständchen zu dessen Geburtstag zum erstenmale gespielt worden; er ist auch unter irgend einem schönen Titel mit buntem Umschlag „für Klavier arrangirt“ — in Wahrheit ist er am Klavier ausgedielt — in Druck erschienen. Kein Wunder, daß ihn das Regiment nun Woche für Woche zu hören bekommt.

Niehl hat schon vor dreißig Jahren in seinen „an einen Staatsmann“ gerichteten, wahrhaft klassischen Briefen über musikalische Erziehung auch über die Beschaffenheit der „Heermusik“ geklagt. Unfre Parademusik nannte er schon damals

„eine hohle, venommistische Spektakelmusik.“ Wie mag er erst über unsre heutige Parade- und Militärkonzertmusik denken? Er hat aber auch schon vor dreißig Jahren gezeigt, wie man's besser machen sollte. „Der Heerdienst, schreibt er, ist ja in so manchen Stücken eine Schule für das Volk, warum nicht auch in der Musik? Eine echte Militärmusik soll Volksmusik sein, sie soll sich enge den wirklichen Volksliedern anschließen; das giebt recht lustig und hell tönende, recht kriegerische Weisen. Es entspricht zugleich dem nationalen Charakter des Heeres, welches sich auch musikalisch nicht mit geborgten Lappen schmücken soll.“ Und weiter: „Unsre Kriegsmusik braucht sich keineswegs zu beschränken auf Motive der Volksweise im engeren Sinne. Gerade unsre größten Tonmeister stehen in der sichern Plastik ihrer gewaltigsten Melodien dem Volksliede so nahe, daß sie hier dem ganzen Volke verständlich sind und auf dessen Gesang befruchtend zurückwirken können. Oder ist so mancher Marsch von Händel nicht eine erhabener, deutschere und volkstümlichere Kriegsmusik als eine Arie von Donizetti? Und wenn es gar ein Marsch aus einem Händelschen Oratorium wäre? Hält man den zermalmenden Ernst, der hier wie mit dem Tritt eines Riesen einhererschreitet, etwa für un kriegerisch? . . . Alle unsre großen Klassiker bergen zahllose echt volkstümliche Motive zur Militärmusik. Aber man hält es vielleicht für eine Profanation, aus so hohen Meistern zu schöpfen, und manchem strenggläubigen Musiker schauert wohl gar die Haut, wenn er sich etwa die Themen des Finales von Beethovens C-moll-Symphonie als Parademarsch und den Götterfunken der Freude aus der neunten als Feldschritt zurechtgeschneidet. Freilich muß unsre Militärmusik arg heruntergekommen sein, wenn es wie eine Profanation aussieht, eine hohe Weise in ihren Formen allem Volke zu verkünden.“

Die Sache ist wichtig genug, um einmal von unsern Kriegsministerien mit allem Ernst in die Hand genommen zu werden. Was das Publikum in den Militärkonzerten sich bieten lassen will, ist seine Sache. Wem's nicht gefällt, der braucht ja nicht hineinzugehen, wiewohl es höchst bedauerlich ist, musikalische Barbarei von tausenden von Händen beklatscht und obendrein von einer urteilslosen Tagespresse angepriesen zu sehen. Dem zur Parade aufziehenden oder zur Übung ausrückenden Soldaten aber sollte nur das Beste geboten werden. Es müßte eine Kommission ernannt werden — aber beiseite nicht bloß aus Regimentsmusikern bestehend —, die einen Kanon der besten militärischen Marschmusik in den besten Bearbeitungen, ohne „polyphone“ Kinkertüchchen, festzustellen hätte, von dem zu Gunsten irgend eines lahmen Kapellmeistermarsches nur ganz ausnahmsweise einmal abgewichen werden dürfte. Wir haben ja in Berlin eine „Hochschule für Musik.“ Hier wäre eine würdige Aufgabe für sie!

Rauchkuppees. Wie lange wird wohl auf deutschen Eisenbahnen der Unsinn noch dauern, daß die Bahnzüge Kuppees „für Nichtraucher“ mit sich führen, anstatt Rauchkuppees? daß die Bahnverwaltungen glauben, der Mensch komme mit der Cigarre im Munde auf die Welt, und diejenigen, denen diese Naturgabe fehlt, müßten wie eine Art von Sonderlingen in besondere Kästen zusammengesperret werden? Der gesunde Menschenverstand fordert doch wohl das Umgekehrte, und die Direktionen der Pferdebahnen haben auch vernünftigerweise längst die Bestimmung getroffen, daß innerhalb des Hauptwagens das Rauchen verboten ist, und haben die Raucher in eine besondere kleine Abtheilung oder — vor die Thüre verwiesen. Auf den Eisenbahnen aber kann man es noch Tag für Tag erleben, daß ein Personenzug von dreißig bis vierzig Wagen ein einziges Kuppee dritter Klasse für Nichtraucher

enthält, das natürlich stets bis auf den letzten Sitz gefüllt ist. Dem Verfasser dieser Zeilen ist es im Laufe dieses Sommers ein halb Duzend mal begegnet, daß ihm der Schaffner achselzuckend erklärte, das Kupee für Nichtraucher sei gefüllt, und wenn diese Mitteilung nicht ruhig hingenommen wurde, tröstend und begütigend hinzufügte, es handle sich ja nur um eine kurze Strecke, dort und dort würden durch Aussteigen wieder Plätze leer u. dergl. Zum Knuck, es handelt sich weder um eine kurze noch um eine lange Strecke, sondern es handelt sich ums Prinzip. Wenn ich für mein Geld einen Platz im Eisenbahnwagen erwerbe, so kann ich schlechterdings verlangen und verlange es auch, daß mir während der Fahrt in dem engen Raume eines Wagens die Luft nicht durch qualmende Cigarren verpestet werde. Das ist kein Sonderlingsbedürfnis, sondern ein Verlangen, das von Jahr zu Jahr von einer umso größeren Masse von Menschen geteilt wird, je mehr, namentlich in den gebildeteren Kreisen, das Cigarrenrauchen thatsächlich abnimmt. Zu dem einen, außereinzigen Kupee „für Nichtraucher“ drängen sich heutzutage keineswegs bloß die paar Leidenden, die ihren Augen oder ihren Atmungswerkzeugen zu liebe dem Qualm aus dem Wege gehen, sondern hunderte von Männern suchen es auf, die es einfach für eine Berrücktheit halten, sich stundenlang in eine Räucher- kammer zu setzen, darunter sogar viele „Raucher,“ die aber auf der Eisenbahn vernünftigerweise sofort zu „Nichtrauchern“ werden. Auch Frauen fragen nicht selten nach dem Kupee „für Nichtraucher,“ um das in den sogenannten „Damen- kupees“ in der Regel sich entwickelnde unangenehme Weibergeschwätz und Kleinkindergekreisch zu vermeiden. Wie viel tausend Frauen und Kinder aber fahren, namentlich zur Sommerszeit, in den allgemeinen Qualmwagen und nehmen die Flegerei der mitfahrenden Männer und Burschen gedankenlos und lammsgeduldig hin wie ein unabänderliches Fatum! Kurz, die bisherige Einrichtung ist völlig ungenügend und unwürdig. Wenn sich die Bahnverwaltungen nicht dazu entschließen wollen, die bisherige Praxis umzukehren — was freilich das vernünftigste wäre — und einen „Rauchwagen“ in jeden Zug einzustellen, in welchen alle diejenigen gesperrt werden, die das unbezwingliche Bedürfnis haben, andre Leute anzqualmen und sich selbst anqualmen zu lassen, im übrigen aber das Rauchen in den Eisenbahnwagen gänzlich zu verbieten, so mögen sie wenigstens dem gegenwärtigen, unerträglichen Mißstande durch Vermehrung der Kupees „für Nichtraucher“ ein Ende machen. Das Publikum ist nicht der Verkehrsanstalten wegen, sondern die Verkehrsanstalten sind des Publikums wegen da, und sie haben die Pflicht, für die hohen Verkehrspreise, die sie dem Publikum abverlangen, ihm wenigstens eine bequeme, menschenwürdige, von Belästigung jeder Art verschonte Fahrt zu gewährleisten. Diese Gewähr ist bei der jetzigen Einrichtung nicht vorhanden.

Noch eins: Werfen unsre Eisenbahnen nicht soviel Gewinn ab, daß auch in den Wagen dritter und vierter Klasse das bekannte baumwollene Läppchen an den Fenstern angebracht werden kann, dessen sich die Fahrgäste erster und zweiter Klasse zum Schutze gegen Sonnenglut und grelles Sonnenlicht erfreuen?

Ist nicht so heftig gewest. Kürzlich kam uns eine Zeitung vom Jahre 1567 in die Hände: „Warhafftige vnd Erschröckliche Neue Zeitung, Von dem grossen vnd gewaltigen zulauff, des Wasserfluß, der Statt Bern, Im Welschlandt, vnd von dem grossen schaden, so es nicht allein deren orten, sondern auch zu Vicenz, Padoa, vnd Triendt, vnd im ganzen Thal daselbst, gethan, Auch von der grossen Anzal der Stedttten, Leut vnd mence der Heuser, So durch dasselb umb-

kommen, verderbt, und hinweg geführt worden, ganz Erbermlich zu hören. Geschehen den 30. und 31. tag Octobris, diß 1567. Jars." Am Fuße des Titelblattes hatte eine gleichzeitige Hand mit Tinte die lakonische Bemerkung gemacht: „Ist nitt so hefftig gewest.“ Wie interessant ist diese Kritik einer Stimme aus dem Publikum über ein Erzeugnis der damaligen Tagespresse! Was für schöne Gedanken ließen sich daran knüpfen über die heutige Tagespresse, ihr Sensationsbedürfnis, ihre Sucht, alles zu übertreiben, im Guten wie im Schlimmen, hier zu lobhudeln und Reklame zu machen, dort herabzusetzen und zu verleunden, und über die Stellung des Publikum zu ihr. Man hat bisweilen die Hoffnung ausgesprochen, daß das Publikum mit zunehmender Bildung sich mehr und mehr von der Tagespresse emanzipiren, sich über sie erheben, Kritik an ihr üben werde. Ob dazu wirklich Aussicht vorhanden ist? Wenn doch erst der zehnte Teil des Publikums wenigstens so weit wäre, daß er unter allem, was ihm seine Tageszeitung mitzuteilen hat, im Geiste den kleinen Dämpfer geschrieben sähe: „Ist nitt so hefftig gewest!“

Literatur.

Die politische Ökonomie vom geschichtlichen Standpunkt. Von Karl Knies. Braunschweig, C. V. Schwetschke & Sohn, 1883. 533 S.

Wir haben es hier nicht mit einem neuen Buche des berühmten Verfassers der Lehre vom Gelde zu thun, sondern es handelt sich um eine neue Auflage des im Jahre 1853 unter dem Titel „Die politische Ökonomie vom Standpunkt der geschichtlichen Methode“ erschienenen Buches. Das Schicksal dieser ersten Auflage ist ein höchst eigentümliches und doch zugleich ein Beleg dafür, welchen Umfang in jüngster Zeit die nationalökonomischen Studien gewonnen haben, seit sich ihre Früchte auch auf dem praktischen Gebiete des Lebens zeigen. Denn diese erste Auflage fand trotz ihrer in vielfacher Hinsicht originellen Erörterung der wichtigsten Grundprinzipien gar keine Beachtung, selbst Roscher erwähnt sie erst im Jahre 1874 mit dem Bemerkten, daß in derselben zuerst die geschichtliche Methode unserer Wissenschaft zu einer reichen, mit trefflich durchgeführten Beispielen versehenen Methodologie entwickelt sei. Die gegenwärtige Auflage läßt den Text der ersten unverändert bestehen, vermehrt ihn dagegen bei den einzelnen Kapiteln durch Zusätze, welche durch den weitem Fortgang der Wissenschaft seit dem Jahre 1853 notwendig geworden sind.

Zweck und Raum dieser Zeitschrift verbieten es, so auf den Inhalt des Buches einzugehen, wie er es verdient, und mit wenigen Worten läßt sich ein Werk von Knies nicht behandeln. Es liegt jedoch nahe, an eine Vergleichung mit dem Roscherschen Werke zu denken, von welchem Knies nicht nur in den einzelnen Punkten, sondern auch, wenigstens ursprünglich, in der Auffassung abweicht. Roschers Werk geht mehr in die Einzelfragen ein, die er durch überaus reiche Beispiele erörtert, ohne zu der Frage: Was soll sein? bestimmte Stellung zu nehmen. Knies hat es zuerst ausgesprochen, daß die Frage: Was soll sein? auch in die Nationalökonomie der geschichtlichen Methode hineingehört, und daß man auch das jetzt Seiende bezüglich der an ihm erkennbaren Entwicklung auf eine Veränderung hin möglichst genau in Betracht ziehen muß. Er begnügt sich mit den Grundprinzipien, geht jedoch bei diesen auch auf die später zu erwartende Entwicklung ein.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.

Verlag von F. V. Perbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig.